

Sleepless in New York : Christian Frei

Autor(en): **Bleuler, Sascha Lara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **56 (2014)**

Heft 341

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-863818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

L'ABRI Fernand Melgar

Im Alltag schauen wir weg, beeilen uns, schnell am ausgestreckten Becher vorbeizukommen, damit ein schlechtes Gewissen nicht ernsthaft aufkommt. In seinem neuen Film richtet Fernand Melgar seinen Blick ganz direkt auf die Obdachlosen, die im winterlichen Lausanne Nacht für Nacht zum Zivilschutzbunker pilgern, in der Hoffnung, einen Übernachtungsplatz zu ergattern. Damit zwingt er uns, mindestens hundert Minuten lang hinzusehen, und schafft damit einen gesellschaftlich relevanten Film.

Die Krise, von der der Film lebt, spielt sich täglich vor den Toren des Bunkers ab, denn von den regelmässig etwa siebzig Obdachlosen werden nur fünfzig für die Nacht aufgenommen. Die meisten stammen aus Rumänien oder Tunesien, nur wenige sind Schweizer. Bevorzugt werden Frauen, Kinder und Betagte aufgenommen, die anderen, meist alleinstehende Männer aus Afrika, müssen bei Regen und Schnee draussen übernachten.

Ein halbes Jahr hat Melgar gefilmt. Mehrmals wiederholt sich die Einlassszene, in der Sozialarbeiter auswählen, wer Vorrang vor den anderen bekommt. Kein leichter Job. Aber natürlich nicht zu vergleichen mit dem Schicksal jener, die im «Rolex-Land» auf Arbeit und ein Stück des Reichtums hoffen, dabei aber ganz unten landen. Die Kinder mit-tendrin. Die Repetition wirkt auch erzählerisch ermüdend und transportiert damit ein kleines Stück weit das Lebensgefühl aller Beteiligten. Abwechslung gibt es kaum, der Film stellt deshalb jedes Mal einen weiteren Aspekt dieses Alltags vor.

Bemüht um eine ausgeglichene Darstellung setzt Melgar auf Beobachtung, ohne Kommentar oder schriftliche Informationen, wie schon in *VOL SPÉCIAL*. Der Direct-Cinema-Gestus hat jedoch seine Tücken, denn er evoziert nicht nur einen ästhetischen, sondern auch einen moralischen Anspruch an Objektivität. Dass dies nicht einzuhalten ist, ist längst bekannt. Und eine kontrastierende Montage trägt ihren Teil dazu bei. In *L'ABRI* enthüllen die vermeintlich ebenfalls beob-

achteten Unterhaltungen zwischen den Leidensgenossen die Konstruktion dahinter. Sie wirken gestellt, was sich insbesondere an den Telefonaten des Mauretaniers Amadou Sow zeigt, bei denen ein Mikrofon am Handy platziert wurde, um auch die Leute am anderen Ende der Leitung zu hören. Gedacht sind die Gespräche vor allem als informative Einschübe. Sie wirken allerdings weniger authentisch als vielmehr didaktisch.

Dennoch sind es gerade diese Hintergrundinformationen, die Interesse wecken: Warum ist das System in Genf anders als in Lausanne? Warum nimmt jemand dieses «Scheissleben» auf sich? Im Fall von Amadou wird die Motivation ansatzweise greifbar, wenn in den Gesprächen deutlich wird, dass es um Würde geht und um die Unmöglichkeit, mit leeren Händen nach Hause zurückzukehren.

In den Wiederholungen spitzen sich auch die Dissonanzen zwischen den Roma und den afrikanischen Migranten zu. Aber auch die Hilflosigkeit der Sozialarbeiter wird spürbarer, trotz des patriotischen Chefs der Anlage, der morgens eintrifft, um gleich Kritik zu üben. Er verkörpert die Regeln, das "böse" System, das das wirkliche Problem zu sein scheint. Mit dem Verzicht auf Kommentare ermöglicht Melgar aber eine offene Lesart und liefert damit allen Seiten Argumente: So können die einen beklagen, der Staat stelle nicht genügend Übernachtungsplätze zur Verfügung, die anderen, dass (EU-)Ausländer in die reiche Schweiz gelockt werden und das Sozialsystem belasten. Das können allerdings nur verkürzte, emotionale Schlussfolgerungen sein, denn eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Thema ist aufgrund der fehlenden Komplexität und der offengebliebenen Fragen nicht möglich.

Tereza Fischer

R, K: Fernand Melgar; S: Karine Sudan; T: Elise Shubs. P: Fernand Melgar; Climage, RTS, SRG SSR. 101 Min. Schweiz 2014. CH-V: Agora Films

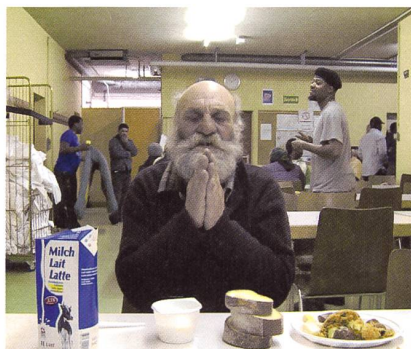
SLEEPLESS IN NEW YORK Christian Frei

Wenn triebhafte Grosstädter unter Schlafstörungen leiden, hat dies oftmals romantische Gründe. Sie sind frisch verliebt, die Dopaminproduktion läuft auf Hoch-touren. Die wenigsten wissen, dass dieses «Glückshormon» auch in rauen Mengen ausgeschüttet wird, wenn uns Liebeskummer den Schlaf raubt.

Christian Frei begleitet in seinem neuesten Dokumentarfilm drei Herzversehrte in der hektischen Metropole New York. Ihnen gemein ist, dass der Moment der Zurückweisung nicht weit zurückliegt, oder klinisch gesprochen, die Wunde noch immer blutet. Eigentlich ein undankbares Thema für einen Film: eine Dramaturgie ohne viel Hoffnung auf Katharsis, mit Protagonisten, die sich in einem emotionalen Stillstand befinden, aus dem sie sich nur sehr langsam herauskämpfen – wenn überhaupt. Doch Frei begnügt sich nicht mit dem Beobachten der Zurückgewiesenen, sondern forscht mithilfe der Anthropologin Helen Fisher den Hirnvorgängen nach, die uns in diesen Leidenszeiten bestimmen.

Alley Scott, die vor knapp drei Wochen von ihrer grossen Liebe "gedumpt" wurde, wird zu diesem Zweck in eine Röhre geschoben und mit Bildern ihres Exgeliebten konfrontiert. Die Ergebnisse sind überraschend: Das Suchtzentrum im Hirn reagiert wie bei Drogen. Der unerträgliche Schmerz, den Herz und Körper nach einer Trennung erleben, ist neurologisch gesehen ein Entzug. Frei gibt der Expertin Fisher viel Raum für ihre im Laufe des Films etwas redundanten Analysen und inszeniert sie als einsame Wölfin, die rastlos – auch wenn sie selbst gerade am Ausgehen ist – das Balzverhalten ihrer Mitmenschen erforscht. Sie selber schreibt der Filmemacher die nicht immer gelungene Doppelfunktion des Regisseur-Therapeuten zu. So hat er stets ein offenes Ohr für die schlaflose Alley, die in die Skype-Kamera schluchzt, dass ihr Ex nun Onanie-Videoaufnahmen von ihr besitzt.

Liebe in Zeiten des sozialen Medienwahnnsinns mutiert zu seltsamen Kombina-



YALOM'S CURE Sabine Gisiger

tionen von hoffnungsloser Romantik und moderner Technik. Rosey la Rouge, eine Burleske-Tänzerin, wartet seit Wochen auf eine Nachricht von ihrem Angebeteten, der sie während der Nixenparade vor einem Hai-fischbecken geküsst hat. Seither verharrt sie in der blauen Unterwasserwelt ihrer Phantasie und twittert Sehnsüchtiges.

Die ständige Erreichbarkeit und die Möglichkeit, seiner Ex per SMS viel Glück für ihren Konzertauftritt zu wünschen, quält auch Michael, einen schreibenden Nerd. Seine raue Stimme, die an den jungen Leonard Cohen erinnert, beschreibt wortgewandt seinen inneren Zerfall. Michaels Cellolehrer, der mehr taugt als mancher Psychologe, rät ihm, jede Erinnerung an seine Geliebte zu vernichten. Das Entsetzen auf Michaels Gesicht bezeugt, dass er noch meilenweit von solch symbolischem Loslassen entfernt ist. Die Empathie und Identifikation mit Michael, der sich in seiner ganzen Verletzlichkeit zeigt, funktioniert, weil ein jeder dieses Gefühl der Verzweigung schon erlebt hat.

Frei liess die Protagonisten in einem intimen Setting, nur mit Mikrofon und ohne Kamera ihre eigenen Texte, die sie zuvor auf einer Onlineplattform geschrieben hatten, vorlesen. Weitere Textfragmente aus diesen tagebuchartigen Einträgen werden über mit Spezialoptik aufgenommene Bilder von U-Bahnreisenden gelegt. Diese filmischen Gedankenblasen wirken durch ihre Anonymität und Floskelhaftigkeit wenig faszinierend, vielmehr unterbrechen sie den Handlungsstrang der Hauptfiguren, als dass sie ihn ergänzten. Trotzdem ist diese sicherlich auch Alltagsvoyeurismus bedienende Dokumentation über weite Strecken vergnüglich anzusehen, gerade weil sie uns eine gnadenlose Karikatur unserer selbst vorhält.

Sascha Lara Bleuler

R: Christian Frei; K: Peter Indergard; S: Christian Frei, Lara Hacisalihzade; M: Max Richter, Eleni Karaindrou, Gia Kan-cheli. P: Christian Frei Filmproductions. Schweiz 2014. 92 Min. CH-V: Praesens Film, Zürich

Die Schweizer Dokumentarfilmerin Sabine Gisiger widmet ihren jüngsten Film einem der einflussreichsten Psychotherapeuten der USA: Irvin Yalom. Der achtzig-jährige Psychiater und Autor kann auf rund fünfzig Jahre therapeutische Tätigkeit zurückblicken. Er entwickelte insbesondere die Freud'sche Psychoanalyse weiter. Dabei verlegte er den Fokus vom Einzelschicksal und dem individuellen Patienten hin zum Menschen an sich und seiner Suche nach dem Sinn des Lebens, seiner Auseinandersetzung mit dem Tod. Mit Yaloms Worten: «Welcome to the human race.» Entsprechend prägte er den Begriff der «existenziellen Psychotherapie» und initiierte gleich zu Beginn seiner Lehrtätigkeit die Gruppen- anstelle der Einzeltherapie.

Sabine Gisiger (MOTOR NASCH, 1995, DO IT, 2000, oder GURU – BHAGWAN, HIS SECRETARY & HIS BODYGUARD, 2010) nähert sich dem Startherapeuten und Bestsellerautor auf einer sehr persönlichen Ebene: Sie rollt seine Familiengeschichte auf, zeichnet seinen Werdegang nach, lässt Yalom über Therapieansätze referieren – etwa dass er sich als «Guide» für Menschen versteht, die er weniger als Patienten denn als Reisende auf dem Weg der Selbsterkundung sieht – und zeigt den sympathischen Senior, der oft mit Strohhut durch die Landschaft radelt, im Kreise seiner vielköpfigen Familie in seinem Haus in Südfrankreich. So charakterisiert sich YALOM'S CURE weniger als kritische Auseinandersetzung mit seiner Forschung und seinem Wirken, sondern vielmehr als Hommage an Yalom als Mensch und Therapeut und als filmisches Porträt, das sich durch eine stille Heiterkeit auszeichnet.

Dazu tragen auch die zahlreichen Anekdoten bei, mit der der Film den Lebensweg Yaloms absteckt. So etwa erzählt Irvin, wie seine ungebildete Mutter, unfähig, die Bücher ihres erfolgreichen Sohnes zu lesen, am Duft der neu gedruckten Exemplare schnupperte, während seine Ehefrau, die Historikerin Marilyn Yalom, die gemeinsa-

men Jugendjahre aufleben lässt und schildert, wie sie ihre Freiheit auskostete, während Irvin sich ganz auf diese seine grosse Liebe zu ihr konzentrierte. Überhaupt ist ihre lebenslange enge Beziehung ein wichtiges und prägendes Element für Yaloms Entwicklung, seine Therapietätigkeit und sein Forschen. Da mag man mit einem Schmunzeln zur Kenntnis nehmen, dass das «Vorbild» der Eltern keinen grossen Einfluss auf die Lebensgestaltung der vier Kinder hatte, die samt und sonders geschieden sind...

Für ihr Filmporträt verwebt Sabine Gisiger stimmig verschiedenstes Bildmaterial: Nebst den Interviews nutzt sie Archivaufnahmen – etwa historische Bilder von Ellis Island um 1920, als Yaloms Eltern, die jüdisch-polnischer Abstammung waren, um die Aufnahme in die USA ersuchten, oder aus dem Amerika der vierziger und fünfziger Jahre, als Irvin und Marilyn studierten und sich kennenlernten. Sie ergänzt diese mit Sequenzen aus den Homemovies der Familie sowie mit Symbolbildern, wenn es um eher abstrakte Konzepte aus der Psychotherapie geht: das Abtauchen in Meerestiefen als Metapher für das Unbewusste, lautlos vorüberziehende Schiffssilhouetten im gleissenden Licht, hoch fliegende Papierdrachen oder grüne Felder, durch die der Wind streicht.

Nicht zuletzt diese Bilder sorgen für den visuellen Echoraum, wenn Yalom mit seiner warmen und rauhen Stimme über das Leben, die Liebe, den Menschen reflektiert. Sie sorgen für eine schwebende Atmosphäre, die den Film dem dokumentarischen Duktus entheben und eine Leichtigkeit verleihen, die sich im deutschsprachigen Titel des Films wiederfindet, der zugleich auch treffend den Inhalt des Films selbst umreisst, nämlich «Yaloms Anleitung zum Glücklichen».

Doris Senn

R, B: Sabine Gisiger; K: Helena Vagnières, Matthias Günter, Tim Metzger; S: Barbara Weber, Andreas Winterstein; M: Balz Bachmann; T: Saul Rouda. P: Das Kollektiv für audiovisuelle Werke; Philip Delaquais. Schweiz 2014. 77 Min. CH-V: Filmcoopi, Zürich

